



von Erich Bockemühl

Es geschah, daß am ersten Weihnachtstag um die Mittagszeit vor der Schmiede des kleinen Dorfes ein recht eleganter Wagen vorfuhr, dem ein Herr, eine Dame und ein Knabe entstiegen, wodurch hinter den sauberen Scheiben und Gardinen des schlichten Wohnhauses keine geringe Aufregung hervorgerufen wurde. Wilhelm Werkholt, der Schmied, hatte am Tage vorher schon lange vor Beginn der Dämmerung seine Werkzeuge an die Stelle gelegt, wohin sie feiertags gehörten, das Feuer ausgehen lassen und die Lehrlinge, die am Ort wohnten, beaufsichtigt, damit die Schmiede und der Hof sauber und in Ordnung verlassen wurden. Er hatte sich alsdann feiertäglich gesäubert, den besseren Anzug angezogen, das schwarze Vorhemd vorgebunden und sich in seinen bequemen Stuhl gesetzt, um bei der langen Pfeife die Zeitung zu lesen und die heranwachsende Tochter zu erwarten, die am Nachmittag zur nahen Stadt gefahren war, um noch einige Besorgungen zu machen. Ihm war Weihnachten mit all seinen Erinnerungen an vergangene Zeiten — wenn man über die Fünfzig kommt, beginnt das Vergangene Jahr um Jahr an Bedeutung zuzunehmen — ein liebes Fest. Im übrigen aber war er zufrieden, wenn man ihn mit den Vorbereitungen möglichst in Ruhe ließ, und es war auch diesmal wieder so, daß er sich über das, was seine Frau und Tochter durch seine Hand vom

heiligen Christ bekamen, nicht weniger freute und wunderte als über die ihm selbst zugekommenen Geschenke, weil er von alledem, was unter dem Christbaum lag, vorher noch nichts gesehen hatte.

Er rauchte seine Pfeife, nachdem — und davon ließ die Tochter nun doch nicht ab —, die paar Weihnachtslieder gesungen waren, weiter; und und in der feuchten Wärme der wenig benutzten guten Stube mit dem immer etwas muffigen Geruch kam die festtägliche Stimmung ohne weiteres über ihn und wäre auch nicht ausgeblieben, wenn die Kerzen nicht geduffet und geleuchtet hätten. Es kam im Jahre selten vor, daß man hier beisammen saß und sich nach der Arbeit in Werkstatt, in Haus und Stall und Feld, einige Stunden gemeinsam verplauderter Ruhe gönnte.

Man sprach von diesem und jenem — von der alljährlichen Schulweihnachtsfeier im Dorf und dem Spiel der Kinder und vom letzten Herbst, von Ernte und Saat und von den . . . eben schlechten Zeiten, mit denen man nichtsdestoweniger zufrieden war, und sprach von der Weihnacht vor einem Jahre und vor zwei und mehr und mehr Jahren — und sprach von Eltern und Geschwistern und Verwandten . . . Und wenn es nicht so gewesen wäre, hätte der Schmiedemeister Wilhelm Werkholt am anderen Tage

seinem aus der Ferne heimgekehrten Bruder auch nicht sagen können, daß sie gestern abend unter dem Weihnachtsbaum so besonders lang und eingehend von ihm gesprochen hätten, bis eben das Ereignis selber eingetreten wäre, wie nun eben, da sie sich nach — ja, wieviel Jahren nun — endlich wiedersähen. Und als Hermann Werkholt, der Bruder, nun erzählte, daß es bei ihnen geradeso gewesen wäre, und daß sein Junge und sein eigenes Herz keine Ruhe gelassen hätten — ja — da seien sie eben kurz entschlossen hierhergefahren. Und als er sagte, daß er ja wohl erst ein wenig Angst gehabt hätte, durch die Türe einzutreten, da lächelte er. Er fühlte und wußte schon, daß er über einstmals schwere Dinge, die unüberbrückbar schienen und derentwegen er die Heimat mit dem Vorsatz auf Nimmerwiedersehen verlassen hatte, jetzt nach noch nicht einer einzigen Stunde, schon herzhafte scherzen durfte. Und als Frieda, seine Frau, die vielleicht nie in ihrem Leben in solch einfacher Stube gesessen hatte, ihren Arm um seine Schultern legte, sagte sie, daß sie ja selbst so froh sei, endlich einmal hier sein zu dürfen. Es sei schon bald nicht mehr zu ertragen gewesen. Der Mann habe daran gelitten, so Jahre hindurch von Hause — wie sie sagte — nichts zu hören. Er habe selber nicht schreiben wollen. Erst gestern abend unterm Weihnachtsbaum, als ihm — (ja, sie wolle es nur sagen) — die Augen feucht geworden seien, habe man den plötzlichen Entschluß gefaßt. Und wie sie das sagte und dabei so gute Augen hatte, da war es denn mit Wilhelm Werkholt auch soweit, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, so daß die beiden Brüder sich die Hände reichten und über alles, was gewesen war, auch kein Wort mehr sprechen wollten. Und Lina, Wilhelms Frau, machte Augen, als sie nun sehen durfte, wie es dem vornehmen Besuch nun wirklich bei ihr schmeckte, das frische Brot, der selbstgemachte Käse, die Leberwurst vom letzten Schwein. „Das sind auch Jugenderinnerungen“, sagte Hermann, indem er tüchtig einhaute. — „Mein Gott“, so meinte Lisa, „was dacht' ich wohl, als heute mittag das Auto da vor unserm Fenster hielt! Ein Reisender am ersten Weihnachtstag? Und da wart ihr es... ne, ne, wie ist das doch so schön...!“ Und indem setzte sie sich neben ihre Schwägerin, sie immer noch mehr zu

nötigen und sie zu bitten, sich bei ihnen doch recht wohl zu fühlen.

Hermann mußte viel erzählen, wie es ihm ergangen war, wie er sich erst hatte durchschlagen müssen — und wie es nach und nach so für ihn werden konnte, da er die Tochter seines Chefs heiratete. Und Wilhelm erzählte von seiner Arbeit von den Kameraden aus der Jugendzeit. Maria, die Tochter, hatte Freundschaft mit dem kleinen Gerd geschlossen, der die Kühe und das Pferd und die Werkstätte und das Dorf bald mehr interessierten als das Wiedersehen in der Weihnachtsstube. Und als die beiden Brüder ob des vielfachen Wiedersehens im Dorf aus der Wirtschaft etwas später, als sie versprochen hatten, in die Stube zu den brennenden Kerzen kamen, da zürnten ihnen niemand — im Gegenteil: aus ihrer guten Stimmung entwickelte sich mehr und mehr eine Fröhlichkeit, wie sie die stillen Räume des Dorfschmiedehauses wohl nie erlebt haben konnten. Und es war sonderbar — als sie spät am Abend doch auf ihre alte Streitgeschichte sprechen kamen, da wollte, wie damals jeder recht, heute jeder unrecht gehalten haben. Hermanns Geld, das er damals gefordert, läge mit Zinsen auf der Kasse wogegen Hermann meinte, daß Wilhelm dann damit für sich selber ein nettes Stück gespart habe, er wolle nichts; denn wenn er's damals bekommen hätte, wäre sicherlich nicht das aus ihm geworden was er heute sei. Denn was er heute wäre, wäre er ohne Geld und nur durch Arbeit geworden... Ja, die beiden Brüder hätten bald — wie seinerzeit auch Bosheit, nun aus gegenseitiger Güte miteinander Streit bekommen. Sie lachten dabei, als sie sich darin geeinigt sahen, daß jedem das werden oder bleiben sollte, was ihm nun einmal zusteht.

Es war späte Mitternacht, als sie schlafen gingen. Draußen fielen die Flocken auf die graue, hartgefrorene Erde, wie als Hermann den alten Nußbaum umdrüben am Pfarrhaus die alten Taxusbäume und dann den Schnee gewahrt, da war's ihm fast, als sei er wirklich wieder ein Kind geworden. „Morgen hole ich mir den alten Schlitten aus dem Bauhaus“, sagte er scherzend zu seiner Frau und schlief — und Wilhelm ging's nicht anders — noch lange nicht ein nach dem sem unerwartet schönen Weihnachtsabend.